

Wissenschaft als Beruf für Frauen? Geschlechterdifferente Teilhabechancen im Wissenschaftsbetrieb

Bechthold, Elske

Veröffentlichungsversion / Published Version
Arbeitspapier / working paper

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
SSG Sozialwissenschaften, USB Köln

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Bechthold, E. (2004). *Wissenschaft als Beruf für Frauen? Geschlechterdifferente Teilhabechancen im Wissenschaftsbetrieb*. (ExMA-Papers, 1). Hamburg: Universität Hamburg, Fak. Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, FB Sozialökonomie, Zentrum für Ökonomische und Soziologische Studien (ZÖSS). <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-193547>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.



ExMA-Papers Exemplarische Master-Arbeiten

ELSKE BECHTHOLD

WISSENSCHAFT ALS BERUF FÜR FRAUEN? GESCHLECHTERDIFFERENTE TEILHABECHANCEN IM WISSENSCHAFTSBETRIEB

Arbeit aus dem 1. Lehrgang/ 2004
im Interdisziplinären Kurs „Was nützen Soziologie und VWL?“
im Masterstudiengang Ökonomische und Soziologische Studien

ISSN 1868-5005/01

Redaktion:

ZÖSS

Department Wirtschaft und Politik

Universität Hamburg

Von-Melle-Park 9

D – 20146 Hamburg

Im Internet: www.wiso.uni-hamburg.de/zoess

E-Mail: zoess@wiso.uni-hamburg.de

Inhalt

1	Ungleiche Laufbahnen als sozioökonomisches Phänomen.....	3
2	Tradition des Ausschlusses – eine historische Annäherung.....	4
2.1	Mathilde Vaerting – Professorin im Abseits.....	5
2.2	Hanna Meuter – aus der Soziologie keinen Beruf.....	8
3	Ursachen der Ausschließung	11
3.1	Einflussfaktoren geschlechtsspezifischer Laufbahnen	12
3.1.1	Vereinbarkeitsproblem oder Unvereinbarkeitsmythos?	13
3.1.2	Karrierehemmnisse durch geschlechtsspezifische Sozialisation	14
3.1.3	Informelle Faktoren: Förderung und Leistungsbewertungen	15
3.2	Das soziale Feld der Wissenschaft	16
4	Vom Nutzen der Fragestellung.....	18
	Literatur.....	20

1. Ungleiche Laufbahnen als sozioökonomisches Phänomen

Diese Hausarbeit im Masterstudiengang „Ökonomische und Soziologische Studien“ beschäftigt sich mit einem Thema über die (vergleichsweise schlechten) Karrierechancen für Frauen im Wissenschaftsbetrieb und wirft die Frage nach den möglichen Ursachen für deren Unterrepräsentanz auf. Eine Bestandsaufnahme über Frauen in Forschung und Lehre ist schnell gemacht. Nicht zu bestreiten sind die steigenden und an die Zahl männlicher Studierender sich angleichenden Zahlen von Studentinnen, die sich an den Universitäten qualifizieren, in der Regel jedoch für außeruniversitäre Berufsfelder. Eine wissenschaftliche Karriere, sei es an einer Hochschule oder in außeruniversitären Forschungseinrichtungen, schlagen wesentlich weniger Frauen als Männer ein. Empirische Daten zeigen deutlich, dass der Anteil der Frauen an Universitäten und Fachhochschulen von Qualifikationsstufe zu Qualifikationsstufe (Prüfung, Promotion, Habilitation) abnimmt. „Je höher die Qualifikationsstufe, die erreicht werden kann, je höher der Status der Stellen, desto geringer sind die Frauenanteile“, beurteilt eine statistische Analyse von NANNY WERMUTH (1992, 10) die Karrierechancen von Frauen. Dieser Trend endet schließlich bei dem höchsten akademischen Status, der Professur, und dem erschreckend niedrigen Anteil von Professorinnen.¹

Woran mag es liegen, dass eine wissenschaftliche Laufbahn eher von Männern als von Frauen eingeschlagen wird? Warum sollten Männer bessere „Karrierechancen“ haben als Frauen, erhalten sie eine bessere Förderung? Widerspricht es den Zuschreibungen der Geschlechter, wenn Frauen als Wissenschaftlerinnen arbeiten? Sind Hochschulen und Forschungseinrichtungen per se Orte, an denen Männer tätig sind und Frauen die Ausnahmen bleiben? Letztendlich gehen diese Fragen der gesellschaftlichen Verteilung von Ressourcen, z.B. von Forschungsmitteln auf den Grund, eine zutiefst sozialökonomische Fragestellung.

In der Frauenforschung wird die Unterrepräsentanz von Frauen im wissenschaftlichen Nachwuchs und in forschenden Arbeitsgebieten seit langem analysiert, hinterfragt und kritisiert. Wissenschaftlerinnen, die ihren eigenen Arbeitsplatz zum Forschungsgegenstand erheben, nehmen vielfältige Perspektiven auf die Ursachen dieses Tatbestandes ein. Ihre Ergebnisse über die Ursachen des fortwährenden Ausschlusses von Frauen werden in dieser Arbeit vorgestellt, die im Rahmen des Seminars „Was nützen Soziologie und VWL?“ erstellt wurde. Dort loteten die

¹ Zahlenangaben auf Basis von Erhebungen des Statistischen Bundesamtes finden sich bei Nanny Wermuth, Frauen an Hochschulen. Statistische Daten zu den Karrierechancen, Bonn 1992 (s. auch Lind 2004, S. 13-17).

Studierenden des Studienganges, der mit der Methode des „forschenden Lernens“ für wissenschaftliches Arbeiten qualifizieren soll, unter anderem die Tätigkeitsfelder des wissenschaftlichen Nachwuchses mit sozialwissenschaftlichen, ökonomischen Abschlüssen aus und damit nicht zuletzt ihre eigenen Berufsaussichten. Dass die Aussichten, künftig (in welcher Form auch immer) beruflich an der „Wissensproduktion“ teilzuhaben, für Frauen und Männer sehr verschieden sein können, wurde dabei außer Acht gelassen. Diese differenzierende Betrachtung wird hier nachgeholt.

2. Tradition des Ausschlusses – eine historische Annäherung

Die Geschichte von Frauen im Wissenschaftsbetrieb ist sehr jung. Erst seit Beginn des 20. Jahrhunderts haben Frauen (als Studierende und als Wissenschaftlerinnen) formalen Zugang zu deutschen Hochschulen. Statt eines stetigen Zuwachses und einer allmählichen Angleichung des Frauenanteils in Forschung und Lehre ist die Zahl der Professorinnen weiterhin sehr gering.² Dieser Befund hat Tradition. Universitäten sind vor allem in Deutschland besonders unzugänglich für Frauen. Noch nicht einmal hundert Jahre ist es her, denn erst seit 1908 wurden Frauen in Preußen (als letztem Staat in Europa) offiziell zugelassen für ein Studium und für eine Promotion. Und von den Frauen, die sich akademisch qualifizieren konnten, gelang es kaum einer, eine wissenschaftliche Karriere einzuschlagen. Obwohl sie seit 1920 auch habilitieren konnten (Lind 2004, 14), mündete ihre Laufbahn nur sehr selten in eine Professur oder eine wissenschaftlichen Stelle. „Wissenschaft als Beruf“ – der grundlegende Text von MAX WEBER aus dem Jahre 1919 – geht mit keinem Wort und keiner Andeutung darauf ein, dass auch Frauen sich für diesen Weg entscheiden könnten.

Die Bedeutung der Jahre des Nationalsozialismus für den Ausschluss von Frauen im Wissenschaftsbetrieb und die daraus folgende nachhaltige Blockade ihrer intellektuellen Präsenz hebt BARBARA HAHN hervor. Im Jahr 1933 arbeiteten 55 Frauen an deutschen Universitäten als Privatdozentinnen und Professorinnen – ihr Anteil am Hochschul-Lehrpersonal betrug damals ca. ein Prozent. Mehr als die Hälfte von ihnen wurde innerhalb kürzester Zeit entlassen, entweder

² Der Frauenanteil an Professuren betrug im Jahr 1999 sowohl bei Universitäten als auch Fachhochschulen kaum mehr als zehn Prozent und lag bei außeruniversitären Forschungseinrichtungen mit 5,1 Prozent sogar noch weit darunter (Matthies et al. 2001, 11). Weitere Angaben inklusive Differenzierung nach C-Professuren befinden sich bei Ebeling 1997, S. 40 sowie bei Lind a.a.O.

aufgrund ihrer „nicht-arischen“ Herkunft oder aus politischen Gründen.³ Der Versuch der wenigen Frauen, aus der Wissenschaft einen Beruf zu machen, fand durch die nationalsozialistische Ausschließung zumeist ein Ende. Die Geschichte intellektueller Frauen in Deutschland erfuhr einen „tiefen Riss“ wie in keinem anderen Land (Hahn 1994, 14). Weder konnten sie ihre Erfahrungen und Kenntnisse weitergeben, noch wurden ihre theoretischen Publikationen nach 1945 aus der Vergessenheit geholt. Aus diesem Grund werden zwei der ersten sozialwissenschaftlich arbeitenden Frauen vorgestellt, denen die nationalsozialistische Politik die Arbeits- und Publikationszusammenhänge entzog. Ihre Lebensgeschichten finden sich in einem Sammelband über *Frauen in den Kulturwissenschaften* (Hrsg. von Barbara Hahn 1994).

2.1 Mathilde Vaerting – Professorin im Abseits

Die Lebensgeschichte von MATHILDE VAERTING (1884-1977), die zusammen mit MARGARETHE VON WRANGELL⁴ eine der ersten beiden Frauen ist, die Professorin einer deutschen Hochschule wurden, zeigt viele Konstellationen und Konfliktlinien, mit denen Wissenschaftlerinnen zu Beginn des 20. Jahrhunderts in Deutschland konfrontiert waren.⁵ Ihr wissenschaftliches Werk wurde bis heute trotz seiner Originalität und Aktualität so gut wie nicht wieder entdeckt, ein Umstand, der auf die „nicht geborgenen Traditionsbestände weiblicher Intellektueller in Deutschland“ verweist (Wobbe 1994a, 124). An diese Traditionsbestände anzuschließen lohnt in erster Linie, weil ihre Verfasserinnen Frauen waren, denen es gelang, als Erste in einem männlich geprägten Wissenschaftsbetrieb Fuß zu fassen, und die damit unübersehbar zahlreiche Grenzen überschritten haben, die durch die angebliche Unvereinbarkeit von Weiblichkeit und Intellektualität gesetzt wurden.

³ Vgl. Barbara Hahn, „Lasst alle Hoffnung fahren ...“. Kulturwissenschaftlerinnen vor 1933, in: diess. (Hg.), *Frauen in den Kulturwissenschaften. Von Lou Andreas-Salomé bis Hannah Arendt*, München 1994, S. 7-25, S. 13. Hahn betont zudem den Ausschluss von jüdischen Menschen aus dem Wissenschaftsbetrieb, der nicht erst seit 1933 deren Zugang zu Habilitation und erst recht zur Professur verhinderte.

⁴ Zur Biografie von Margarethe von Wrangell, die ab 1923 eine ordentliche Professur für Pflanzenernährung innehatte vgl. Feyl 1983, S. 151-161.

⁵ Die im Folgenden gemachten biografischen Angaben entstammen dem Aufsatz von Theresa Wobbe, Mathilde Vaerting (1884-1977). „Es kommt alles auf den Unterschied an (...) der Unterschied ist das Grundelement der Macht“, in: Hahn (Hg.) 1994, S. 123-135 (Bibliografie siehe S. 324f.).

Als Tochter einer wohlhabenden und vielköpfigen Bauernfamilie aus dem Emsland erfährt MATHILDE VAERTING wie ihre Geschwister eine solide Ausbildung erst durch eine Privatlehrerin, dann in einer höheren Mädchenschule in Köln und anschließend in einem Lehrerinnenseminar. Im Jahr 1903 tritt sie ihre erste Stelle als Lehrerin in Düsseldorf an. 1907 beginnt sie mit ihrem Hochschulstudium der Fächer Mathematik, Physik, Chemie und Philosophie, nachdem sie sich berufsbegleitend auf die allgemeine Reifeprüfung an einem Gymnasium vorbereitet hat und nachdem auch Frauen formalen Zugang zu einem akademischen Studium erhielten. Nach einem Studium an mehreren Universitäten und einer erfolgreich absolvierten Oberlehrerinnenprüfung schließt sie im Jahr 1911 ihre akademische Ausbildung mit der Promotion und dem akademischen Grad „Dr. phil.“ ab.

In Berlin beginnt die promovierte Akademikerin im Jahr 1913 ihren Schuldienst als Oberlehrerin in dem ‚roten‘ Stadtbezirk Neukölln, damals ein zentraler Ort der Schulreform. Vaerting, die es als Lehrerin verstand, ihre Schülerinnen für Mathematik zu begeistern, veröffentlicht erste Aufsätze und Rezensionen in sexualreformerischen Zeitschriften. Ihre erste größere, geschlechterpsychologische Veröffentlichung mit dem Titel *Neubegründung der Psychologie von Mann und Weib* (1921) macht sie „schlagartig über die bisherigen reformpädagogischen und sexualwissenschaftlichen Kreise hinaus bekannt“ (ebd., 127). Obwohl nicht habilitiert, wird sie im Alter von 39 Jahren auf einen neu eingerichteten Lehrstuhl für Erziehungswissenschaften der Universität Jena berufen.

Ihre anschließende, zehnjährige Lehrtätigkeit ist jedoch entscheidend bestimmt von einem tiefen bildungspolitischen Konflikt. Die von dem Volksbildungsminister GREIL (USPD) eingerichtete selbständige *Erziehungswissenschaftliche Abteilung für Lehrerausbildung* wird von ihren Kollegen abgelehnt. Sie wollen die universitäre Ausbildung von Volksschullehrern grundsätzlich verhindern, weil die bislang gültige Hierarchie zwischen Studienräten und Volksschullehrern dadurch aufgeweicht werde. Mathilde Vaerting wird als diejenige, die einen der umstrittenen Lehrstühle innehat, von den Mitgliedern der Philosophischen Fakultät „weder in ihrer wissenschaftlichen Kompetenz noch als akademische Kollegin respektiert“ (ebd., 128). Im Gegensatz zu anderen an die Fakultät berufenen Wissenschaftlern erhält sie als Professorin niemals Anerkennung. Sie gilt (als eine Frau, die die Anschauungen über die Intelligenz bei Männern und Frauen als „reines Machtprodukt“ bezeichnet) als Provokation (vgl. ebd., 128). Infolgedessen wird MATHILDE VAERTING diskriminiert und angefeindet, sie ist Unterstellungen und Diffamierungen ausgesetzt, ihre wissenschaftliche Kompetenz steht dabei „im Mittelpunkt

der Angriffe“ (ebd., 129). So wird ihre Autorinnenschaft angezweifelt, in einem offiziellen Gutachten werden ihre Schriften als unwissenschaftlich dargestellt, es wird versucht nachzuweisen, dass ihre Veranstaltungen auf zu wenig Interesse bei den Studierenden stoßen, usw. Diese Auseinandersetzungen enden im Jahr 1933. MATHILDE VAERTING wird wie viele andere unliebsame Kollegen zwangsweise durch das *Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums* entlassen. Diese Beendigung kommentiert THERESA WOBBE:

„Die Universität Jena fand in den neuen politischen Herren und ihren Gesetzen nun endlich die Verbündeten, um sich derer zu entledigen, die nicht erwünscht waren“ (Wobbe 1994a, 129).

In den folgenden Jahren – während des Nationalsozialismus – erhält VAERTING Publikations- und Ausreiseverbot, nach 1945 lebt sie zurückgezogen bis zu ihrem Tode 1977.

Die Zäsur des Jahres 1933 bedeutete auch das Ende der Rezeption ihrer Werke.

Das wissenschaftliche Werk von MATHILDE VAERTING befasst sich intensiv mit der Herrschaftsverteilung zwischen den Geschlechtern.⁶ Sie greift darin die vorherrschende Vorstellung über die grundsätzliche Verschiedenheit der Geschlechter fundamental mit der These an, dass die „Zuschreibungen geschlechtsspezifischer Eigenschaften Momente der gesellschaftlichen Machtverteilung“ (ebd., 131) seien. Die angeblich naturwüchsigen Unterschiede zwischen den Geschlechtern seien als eine Art Codierung der untergeordneten Machtposition der Frauen zu verstehen. Die als strukturelle Machtmechanismen begriffenen Prozesse überträgt VAERTING auf andere gesellschaftliche Gruppen wie Generationen, ethnische Gruppen, soziale Klassen – die Regeln der Machtverteilung und deren Übertragbarkeit begründet sie theoretisch höchst aktuell mit den funktionalistischen Modellen der US-amerikanischen Soziologie. Ihre Beiträge werden von einigen ihrer Zeitgenossinnen als revolutionär erkannt. „Die Brisanz ihrer Untersuchungen liegt dann auch in dem bis heute ungewöhnlichen Verfahren, von strukturellen Mechanismen der Geschlechterhierarchie auszugehen und diese für die Untersuchung der Herrschaft zwischen anderen gesellschaftlichen Gruppen produktiv zu machen“, würdigt THERESA WOBBE (ebd., 130) ihre soziologischen Arbeiten heute. Die Frage nach der Unterrepräsentanz von Frauen im Wissenschaftsbetrieb beantwortet VAERTING mit der Kritik an den ungleichen Machtverhältnissen von Männern und Frauen. Unterschiede,

⁶ Im thematischen Kontext der Soziologie veröffentlichte Mathilde Vaerting zwei relevante Werke: *Die Macht der Massen*, Berlin 1928 und: *Die Macht der Massen in der Erziehung. Machtsoziologische Entwicklungsgesetze der Pädagogik*, Berlin 1929 (*Soziologie und Psychologie der Macht*, Bd. 1 und 3).

Differenzen sind konstruiert und strukturieren die Machtverhältnisse – diese kritische Betrachtungsweise liegt noch immer jenseits des Mainstreams, ist sie doch ein Angriff auf die Grundstrukturen dieser Gesellschaft und die sie stabilisierenden Herrschafts- und Machtverhältnisse.⁷

Trotz dieser für heute weiterhin sehr fruchtbaren Ansätze wird an die Arbeiten von MATHILDE VAERTING kaum angeknüpft. Sie war eine Außenseiterin, arbeitete abseits von akademischen und sozialen Netzwerken. Als nicht-verheiratete Frau hatte sie (im Gegensatz zu beispielsweise MAX WEBERS Ehefrau MARIANNE WEBER) auch keinen informellen Zugang zu den Kreisen der Gelehrten. Durch die Gründung einer *Zeitschrift für Staatssoziologie*, die sie von 1953 bis 1971 herausgab, gelang es ihr jedoch, sich noch einmal aus dem theoretischen und sozialen Abseits zu befreien:

„Eine Intellektuelle, die sich von Anfang an mit der Relevanz von Überlieferung und Rezeption in wissenschaftlichen Kontexten beschäftigte, und die darauf aufmerksam machte, dass das Auslöschen von Tradition ein Herrschaftsfaktor ist, hat mit dieser Zeitschrift eine Spur gelegt, über die man sie finden kann“ (Wobbe 1994a, 134).

2.2 Hanna Meuter – aus der Soziologie keinen Beruf

HANNA MEUTER (1889-1964), eine der ersten deutschen Soziologinnen, war in der Zeit der Weimarer Republik die vielleicht wichtigste Rezipientin und Rezensentin von MATHILDE VAERTING.⁸ Als einzige Frau arbeitete sie in den 1920er Jahren ständig bei den *Kölner Vierteljahresheften für Soziologie* mit. Obwohl HANNA MEUTER zahlreiche wichtige soziologische Veröffentlichungen hatte, Vorträge hielt, eine Habilitationsschrift erstellte, kurzum sämtliche Zutaten zu einer wissenschaftlichen Karriere aufweisen konnte, erhielt sie keine Professur und verdiente ihren Lebensunterhalt als Bibliothekarin und Studienrätin. Auch sie ist – wie MATHILDE VAERTING – bis heute nicht wieder entdeckt worden.

HANNA MEUTER, die Tochter einer Düsseldorfer Postbeamtenfamilie, wächst in einem liberalen und pazifistischen Milieu auf, das sie zeitlebens prägt. Sie geht zunächst einen ähnlichen Weg

⁷ Vaerting widerspricht damit auch den in den damaligen Kreisen der Frauenrechtlerinnen vorherrschenden Auffassung von einer spezifisch weiblichen Instanz (vgl. ebd., 132).

⁸ Die biografischen Angaben sind dem Aufsatz von Theresa Wobbe entnommen, Hanna Meuter (1889-1964). „... und auf dem Soziologentag in Wien hatte ich als erste Frau ein Referat.“, in: Hahn (Hg.) 1994, S. 189-203 (Bibliografie siehe S. 344f.).

wie die um fünf Jahre ältere MATHILDE VAERTING. Auch sie absolviert nach der Höheren Mädchenschule eine Lehrerinnenprüfung, arbeitet in diesem Beruf, legt dann im Jahr 1914 das Abitur ab und erlangt damit die Voraussetzung zum akademischen Studium, das sie an mehreren westdeutschen Universitäten im Jahr 1918 mit dem Examen zur Studienrätin abschließt. Sie wird vorübergehend stellvertretende Direktorin des Aachener Meteorologischen Observatoriums, tritt dann aber in den Schuldienst ein und wird Direktorin der Kölner Höheren Mädchenschule. Im Zusammenhang mit dem Kapp-Putsch verliert sie diesen Posten (s. Wobbe 1994b, 192f.) und wird von 1921 bis 1928 Referentin für das Volksbildungswesen. In diese Zeit fällt auch ihre soziologische Ausbildung an der Kölner Universität. Sie promoviert 1924 bei LEOPOLD VON WIESE über *Heimatlosigkeit*⁹ und untersucht Nichtsesshaftigkeit und Wohnungslosigkeit als Massenphänomen. Als Erste in Deutschland führt sie eine Untersuchung durch, die an die US-amerikanischen Studien über „hobos“¹⁰ anknüpft – diese Bezugnahme auf die Chicago-School ergibt eine weitere Verbindung zu MATHILDE VAERTING. Die Arbeit, die in einer soziologischen Typologie der Nichtsesshaftigkeit als Form sozialer Existenz gipfelt, wird mit einem Preis der Universität Köln gewürdigt.

Ihre Habilitationsschrift zur *Soziologie des Aufstiegs und Scheiterns* stellt MEUTER in einem Hauptreferat auf dem Wiener Soziologentag (1926) vor. Doch die Habilitation selbst scheitert, sie wird 1927 kurz vor dem mündlichen Vortrag ausgesetzt, „habilitieren lassen will man die Dame nicht“, kommentiert THERESA WOBBE (Wobbe 1994b, 194) das abgebrochene Verfahren.¹¹

Ihre außeruniversitäre Berufstätigkeit als Stadtbibliothekarin in Köln muss HANNA MEUTER im März 1933 beenden, auch sie wird aufgrund des nationalsozialistischen *Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums* zwangsweise entlassen.¹² Während des Nationalsozialismus ist sie auf die Tantiemen aus Übersetzungsaufträgen angewiesen und befasst sich mit dem „Aufstieg der *Deutschen Soziologie* im neuen Deutschland“ (Wobbe 1994b, 194).

⁹ Hanna Meuter, *Die Heimatlosigkeit. Ihr Einwirken auf Verhalten und Gruppenbildung der Menschen*, Jena 1925.

¹⁰ Hobos = Amerikanische Wanderarbeiter. Über die verschiedenen Deutungen der Wortschöpfung und zur Historie der Hobos siehe z.B. <http://en.wikipedia.org/wiki/Hobo>

¹¹ Verlauf und Umstände dieses „zum Scheitern gebrachten“ Habilitationsverfahrens beschreibt Wobbe leider nicht an dieser Stelle, sondern ausführlich in einer wissenssoziologischen Studie über Frühe deutsche Soziologinnen (vgl. Wobbe 1994b, FN 6, S. 341), deutet aber an, dass diese systematische Behinderung sowohl etwas „mit Ressentiments gegen Frauen als Wissenschaftlerinnen zu tun“ (Wobbe 1994b, 202) hatte wie auch mit Vorbehalten gegen sie als Schülerin von Wieses (vgl. ebd.).

¹² Theresa Wobbe widerspricht der Darstellung Dirk Käslers, sie sei eine „Unpolitische“ gewesen (vgl. Wobbe 1994b, 194). Sie verweist u.a. auf die pazifistische Grundeinstellung, die Hanna Meuter zeit ihres Lebens hatte und auf die Behinderungen ihrer Arbeiten seitens der Gestapo.

In der Nachkriegszeit zählt MEUTER zu den InitiatorInnen einer Aachener Journalistenschule, hinter der die Absicht steht, dem journalistischen Nachwuchs zu einer demokratischen Grundeinstellung zu verhelfen. Zudem erhält sie von der britischen Besatzungsmacht einen Posten als Oberregierungsrätin für die Wohlfahrtspflege, den sie jedoch bereits 1948 wegen einer schweren Erkrankung vorzeitig verlassen muss. HANNA MEUTER stirbt im Jahr 1964.

Mit ihrer wissenschaftlichen Arbeit betritt HANNA MEUTER Neuland in der deutschen Soziologie. Methodisch äußerst innovativ wertet sie literarisches Material soziologisch aus. Auf GEORG SIMMELS Theorie der sozialen Anerkennungsverfahren und LEOPOLD VON WIESES beziehungsweise wissenschaftlichen Ansatz basierend entwickelt ihre Habilitationsschrift eine *Soziologie des Aufstiegs und Scheiterns* auf Grundlage von Zolas *Les Rougon-Macquart*.¹³ Sie trägt ihrerseits zu einer Soziologie der Über- und Unterordnung bei, doch leider wird diese „umfangreiche und innovative Studie“ (Wobbe 1994b, 197) niemals veröffentlicht.

Zwei weitere thematisch wichtige Arbeitsfelder HANNA MEUTERS verweisen auf die großen Einschnitte, die das Jahr 1933 hinterließ, denn sie bewegen sich innerhalb intellektueller Auseinandersetzungen, die von nun an nicht mehr in gleicher Weise geführt werden können. Im Jahr 1932 veröffentlicht sie Gedichte afroamerikanischer Frauen und Männer¹⁴, was signalisiert, dass Rassismus und die Dominanz weißer Herrschaft auch in Deutschland ins Blickfeld rückten. In der Einleitung kritisiert sie auf Grundlage von VAERTINGS Machttheorie die biologistische Herstellung von Rassenzuschreibungen als „soziologisches Produkt der Unterdrückung“ (zit. nach Wobbe 1994b, 201). Mit der Anthologie macht sie „für Deutschland eine Sicht auf die Verknüpfung von Rassismus, kultureller Überlieferung und afroamerikanischer Kultur zugänglich, die kultursoziologisch erstaunliche Perspektiven einschlug und zudem theoretisch auf der Höhe der Zeit war“, bewertet THERESA WOBBE (Wobbe 1994b, 201f.) diese

¹³ Meuter wählt den Romanzyklus von Émile Zola, *Les Rougon-Macquart* (1871-1893), als Untersuchungsgegenstand. In den 20 Bänden des Romans stellt Zola die gesellschaftliche Wirklichkeit des Second Empire vom Staatsstreich Napoléons III. (1852) bis zu seinem Untergang im Deutsch-Französischen Krieg (1870) dar. In der Familiengeschichte verknüpft Zola den der Bourgeoisie zuzuordnenden Rougon-Zweig mit dem der Unterschicht angehörenden Macquart-Zweig. „Die einzelnen Figuren“ werden, so kritisiert ein namenloser Autor bei Wikipedia, „als durch ihre Erbanlagen (z. B. den Hang zum Alkoholismus), ihr Milieu (Bourgeoisie oder Unterschicht) und die historischen Umstände (die sozio-ökonomischen Verhältnisse des [Zweiten Kaiserreichs](http://de.wikipedia.org/wiki/%C3%89mile_Zola), 1852-1870) völlig determiniert vorgestellt“ (http://de.wikipedia.org/wiki/%C3%89mile_Zola, Aufruf 31.03.2006).

¹⁴ Amerika singe auch ich. Dichtungen amerikanischer Neger, hrsg. und ins Deutsche übersetzt von Hanna Meuter und Paul Therstappen, Dresden 1932.

Veröffentlichung. Im gleichen Jahr folgen zwei Bände über die durch die Wirtschaftskrise veränderte Lebenslagen von Familien¹⁵, in der die Situation der Frauen im Vordergrund steht.

Wie MATHILDE VAERTING ist HANNA MEUTER eine Pionierin. Als erste Frau hält sie auf einem Soziologentag ein Hauptreferat, zusammen mit drei anderen Frauen¹⁶ wird sie 1926 als erstes weibliches Mitglied in die *Deutsche Gesellschaft für Soziologie* aufgenommen. Doch im Unterschied zu der Professorin VAERTING, die als Außenseiterin abgeschieden an einer Soziologie der Macht arbeitet und einsam einen vergeblichen Streit mit den konservativen Kräften der Universität Jena führt, ist HANNA MEUTER sozial in der Frauen- und in der Friedensbewegung verankert, veröffentlicht unentwegt Rezensionen und zeigt damit vielfältige Bezüge und Referenzen auf. Indem sie das machttheoretische Konzept von MATHILDE VAERTING aufgreift, trägt sie dazu bei, dass intellektuell arbeitende Frauen beginnen, sich aufeinander zu beziehen und ihre Arbeiten miteinander zu verknüpfen. Diese Vernetzung war ein wichtiger Schritt zu einer Traditionsbildung, die durch den Nationalsozialismus ein Ende fand. Interessanterweise befassten sich gerade diese beiden Wissenschaftlerinnen in ihrer theoretischen Arbeit mit der Bedeutung von Überlieferungen, Tradition und Herrschaft, aber auch mit gesellschaftlichen Zuschreibungen und Anerkennungsverfahren, die uns noch in den folgenden Abschnitten beschäftigen werden.

3 Ursachen der Ausschließung

Die bundesrepublikanische Wissenschaftsgeschichte berichtet nicht von einer völligen Abkehr von den frauenausschließenden Traditionen, sondern eher vom Gegenteil. Nach 1945 gab es weder eine spürbare (Wieder-)Eingliederung von ausgeschlossenen Wissenschaftlerinnen¹⁷ noch wurde an verschüttete Traditionsbestände angeknüpft. Trotz der Erfolge der Frauenbewegung in den 1960er und 1970er Jahren, den darauf folgenden Jahren der Institutionalisierung von Frauenförderung, der feministischen Wissenschaftskritik und der Gleichstellungsforderungen zeigen sich nur Verschiebungen, aber keine radikalen Veränderungen der tendenziellen

¹⁵ Hanna Meuter (Hg.), *Heimatlosigkeit und Familienleben*, Eberswalde 1932.

¹⁶ Rosa Meyreder, Charlotte von Reichenau und Käthe Bauer-Mengelberg (Wobbe 1994b, 199).

¹⁷ Die während der NS-Zeit durchaus vorhandenen Wissenschaftlerinnen müssen jedoch in der Regel ebenso wie die gesamte Wissenschaftslandschaft kritisch befragt werden in Bezug auf ihre Anpassungsleistungen an die Macht- und Herrschaftsverhältnisse, vermutlich taugen sie kaum zur Anknüpfung.

Unterrepräsentanz von Frauen im Wissenschaftsbetrieb, auch wenn der Anteil der Frauen in der Wissenschaft so hoch ist wie noch nie. Aktuell scheint das Thema unpopulär zu sein. Wissenschaftlich tätige Frauen, die sich innerhalb des Systems etablieren wollen, empfehlen eine zeitweilige Abstinenz von Themen, die sich mit genderspezifischen Fragestellungen befassen: „In den nächsten vier Jahren besser keine feministischen Sachen“, äußert sich eine Habilitandin über ihre Karrierechancen in einer Studie über junge Frauenforscherinnen (Andresen 2001, 177). Das Zitat zeigt die subjektiv empfundene und immer wieder rekonstruierte Randständigkeit von so genannten Frauenthemen. Auch wenn es heute kaum mehr eine „direkte verbale Abwertung der wissenschaftlichen Leistungsfähigkeit von Frauen“ gebe, so konstatiert INKEN LIND nun eine „Tendenz zur Leugnung von Chancenungleichheiten im Wissenschaftsbetrieb“ (Lind 2004, 55). Eine solche Leugnung verhindert eine Auseinandersetzung mit bestehenden Ungleichheiten. Die vielfältigen Ursachen für die immer noch marginale Position der Frauen müssen weiterhin analysiert werden.¹⁸

3.1 Einflussfaktoren geschlechtsspezifischer Laufbahnen

Empirische Belege für den Einfluss der sozialen Kategorie Geschlecht auf Strukturen und Handlungsmuster von Organisationen wie Hochschulen und Forschungseinrichtungen finden sich zahlreich.¹⁹ Die Ausschluss„mechanismen“²⁰ akademischer Institutionen werden vielfach kritisiert und es wird versucht, diese durch gezielte Maßnahmen zu durchbrechen. Doch führten die überwiegend punktuell ansetzenden Versuche bislang eher zu einer quantitativen als zu einer qualitativen Integration von Frauen in die Wissenschaft. Die Zugangschancen für Frauen konzentrieren sich vor allem „auf den Bereich der weniger attraktiven Assistenz- und Drittmittelstellen mit Teilzeit- und befristeten Arbeitsverträgen, während ihre Aufstiegschancen in stabile und leitende Positionen weiterhin eine Rarität geblieben sind“, kritisiert eine Studie die

¹⁸ Die Faktoren für ungleiche Zugangschancen sind oft sehr hintergründig und können hier nur schematisch zusammengefasst werden. Eine gründliche Darstellung müsste bereits den sozialen Hintergrund der WissenschaftlerInnen mit einbeziehen (vgl. z.B. Lind 2004, 115).

¹⁹ Vgl. dazu u.a. Matthies et al. 2001. Variablen für unterschiedliche Positionen von Männern und Frauen können sein: die Höhe der Einstiegsposition, die Verweildauer auf diesen Posten und in den Vergütungsstufen. Sie betreffen alle die „Organisation der Wissensproduktion“. Organisationssoziologische Ansätze gehen davon aus, dass Geschlechterverhältnisse in Organisationen „eingebettet“ sind, d.h. sie bilden als Substruktur die Basis für die „Gesamtheit der sozialen Beziehungen und Strukturen von Organisationen“ (Lind 2004, 48).

²⁰ Problematisch an dem Begriff Mechanismus ist meines Erachtens, dass er einen zwangsläufigen Ursache-Wirkungs-Zusammenhang suggeriert, was jedoch häufig keineswegs der Fall ist.

bisherigen Maßnahmen zur Gleichstellung der Geschlechter im Hochschulbereich (Matthies et al. 2001, 12). Aus diesem Tatbestand folgert sie eine „überproportionale sukzessive Wiederausgliederung [der Frauen] aus dem Wissenschaftssystem“, die auf ungleiche berufliche Entwicklungschancen hinweise, auf „strukturell und kulturell verankerte Karrierehemmnisse“ (Matthies et al. 2001, 13).

3.1.1 Vereinbarkeitsproblem oder Unvereinbarkeitsmythos?

Das so genannte Vereinbarkeitsproblem von jungen Wissenschaftlerinnen wird als ein Faktor geschlechtsspezifischer Berufsaussichten diskutiert. Der Begriff des „Entweder-Oder-Problems“ (Billotet-Hoffmann et al.) soll das Dilemma zwischen Kinderwunsch und Karriereplanung illustrieren, in dem sich manche junge Wissenschaftlerin befindet. Er beschreibt, dass Frauen *entweder* ihre familiäre Lebensplanung hinter ihr berufliches Fortkommen stellen *oder* eine „doppelte und gleichzeitig noch widersprüchliche Arbeitsbelastung auf sich nehmen“ (zit. nach Matthies et al. 2001, 17), um im Wissenschaftsbetrieb Fuß zu fassen. Gestützt werden kann die Unvereinbarkeitsthese durch den empirischen Befund, dass Professorinnen mit ca. 39 Prozent deutlich weniger Kinder haben als ihre männlichen Kollegen (ca. 81 Prozent) und auch deutlich weniger als der Durchschnitt der erwerbstätigen Frauen in der BRD (ca. 60 Prozent der erwerbstätigen Frauen sind Mütter).²¹ Doch gibt es Hinweise aus wissenschaftlichen Untersuchungen, dass sich als Generationeneffekt ein Wandel vollzieht und die Frage von Vereinbarkeit von Beruf und Familie zunehmend partnerschaftlich ausgehandelt wird. Von einem „Mythos der Unvereinbarkeit“ (Nowotny 1986) hingegen warnen wiederum einige Wissenschaftlerinnen, da „die ständige Rede, Mutterschaft und Forschung seien nicht kompatibel“ zur Folge habe, dass jungen Müttern eine wissenschaftliche Berufstätigkeit gar nicht erst zugetraut werde und sie „tatkraftig aus der Forschung hinausgedrängt werden – oft mit dem Hinweis, sie hätten jetzt ja anderes zu tun“.²²

²¹ Angaben siehe Matthies et al. 2001, 17, Fn. 1.

²² Kraus/Krumpeter 1997, zit. nach Matthies et al. 2001, S. 17f.

3.1.2 Karrierehemmnisse durch geschlechtsspezifische Sozialisation

Ansätze, die eine „männlich geprägte“ Wissenschaftskultur in Beziehung zu geschlechtsspezifisch verlaufenden Sozialisationsprozessen setzen, sehen die Ursachen für die ungleichen Berufschancen in der weitaus schwieriger zu vollbringenden Leistung von Frauen, sich den Erfordernissen der Wissenschaft anzupassen. Diese als „Akkulturationsleistung“ bezeichnete Anpassung muss im Laufe jedes wissenschaftlichen Werdegangs geleistet werden. Da Frauen aufgrund der in ihrer Sozialisation vermittelten Normen und Werte sich in stärkerem Maße widersprüchlichen Handlungsanforderungen gegenüber sehen als Männer, deren Sozialisierung in der Regel mit den dominanten Handlungsweisen vereinbar ist, müssen diese Widersprüche zunächst „überwunden und in die persönliche und berufliche Identität integriert werden“ (Lind 2004, 45). Für den Karriereverlauf erweist sich die erforderliche und erschwerte Anpassungsleistung dann als entscheidender Nachteil.

Die für wissenschaftliche Karrieren für dominant erachtete „männliche Arbeitskultur“ beinhaltet beispielsweise das „hohe Maß an Selbstausbeutung“ und den „institutionalisierten Zwang zur umfassenden Verfügbarkeit“ (Matthies et al. 2001, 209).²³ Einem solchen „dominanten Leitbild“ von einer adäquaten Arbeitsweise können diejenigen mit anderen „zeitlichen Relevanzstrukturen“ (ebd.) nicht folgen, sei es aufgrund familiärer oder anderer sozialer Verpflichtungen und Beziehungen, und werden in der Folge weniger anerkannt. Dass sich Frauen außerberuflichen Verantwortungsbereichen stärker verbunden fühlen mögen, kann ursächlich an ihrer geschlechtsspezifischen Sozialisation und an der weiterhin dominanten geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung der Hausarbeit liegen. Auch unabhängig von der tatsächlichen Lebenssituation werden Frauen diese Pflichten immer wieder zugeschrieben. Ein Effekt dieser Verhältnisse ist, dass jüngere Wissenschaftlerinnen mit der oben beschriebenen Entweder-Oder-Entscheidung konfrontiert sind und sich gegen die extreme Arbeitsbelastung einer Mutterschaft *und* Karriere entscheiden. Die Folge ist dann entweder die allseits beklagte Kinderlosigkeit der Akademikerinnen oder eine berufliche Laufbahn außerhalb der Wissenschaft.

²³ Sandra Beaufäys weist gleich zu Beginn ihrer Studie mit einem Zitat von C. Wright Mills (1916-1962) darauf hin, dass Wissenschaft von „ihren Betreibern traditionell als Lebensform verstanden“ (2003, 9) wird.

3.1.3 Informelle Faktoren: Förderung und Leistungsbewertungen

Das Humboldtsche Wissenschaftsideal wird von BARBARA HAHN als eine wesentliche Ursache für die Ausgrenzung von Frauen aus der Wissensproduktion betrachtet. HUMBOLDTS Ideen zufolge sollte die wissenschaftliche Wahrheit als das Ergebnis wissenschaftlichen Arbeitens von den Professoren, den „Statthaltern der Wahrheit“ an die nächste Generation weiter gegeben werden. Doch zu dieser äußerst stabilen Konstellation finden Frauen kaum Zugang:

„Frauen finden leichter Zugang zu Hochschulen, in denen Abstufungen innerhalb der Lehre ebenso wie innerhalb der Forschung möglich sind, in denen die Personalunion von Lehrer und Forscher nicht den Grundpfeiler des Universitätsmodells ausmacht“ (Hahn 1994, 16).²⁴

Wer ist im Wissenschaftsbetrieb beruflich erfolgreich und wer nicht?²⁵ Die Anzahl der relevanten Publikationen gilt in der Regel als Maß der „wissenschaftlichen Leistung“ und damit der beruflichen Chancen. Diesen Faktor bedingen jedoch wiederum vielfältige Ausschlussverfahren wie geschlechtsspezifische Vernetzung oder Förderung. Die Forschung ergibt „konsistente Hinweise zum Zusammenhang von Studiererleben, Ermutigung und Bestätigung sowie direkten Vorbildern für eine Entscheidung von Frauen zur Promotion und einer möglichen weiteren wissenschaftlichen Laufbahn“ (Lind 2004, 85).

Diese Faktoren sind in starkem Maße informeller Natur wie der ungleiche Zugang zu „reputationsbildenden Netzwerken“ (Lind 2004, 118) oder die geringere persönliche Förderung von Wissenschaftlerinnen durch potentielle Mentoren, geringere Ermutigung, sich auf Stellen zu bewerben, Empfehlungen etc. Der vorrangige Maßstab „wissenschaftliche Leistung“ muss daher in Frage gestellt werden.

Informalität wird als eine der zentralen Barrieren für Wissenschaftlerinnen kritisiert (Matthies et al. 2001, 214). Untermauert werden kann die These mit dem theoretischen Zusammenhang, dass das Fehlen transparenter Regeln oder Erwartungsstrukturen die vorherrschenden Strukturen stützt (vgl. ebd., Kap. 3). Wenn es stimmt, wie einige Untersuchungen nahe legen, dass Männer besser in die informalen Informationsnetzwerke eingebunden sind, führt dies zu „asymmetrisch verteilten Informiertheiten zwischen den Geschlechtern und folglich zu unterschiedlich

²⁴ Auch die Habilitation, eine „Spezialität des Humboldtschen Hochschulsystems“ diene der Integration von Wissenschaftlern durch Internalisierung von Verhaltensnormen und damit der Stabilisierung des Hochschulsystems anstatt die Originalität und Innovation wissenschaftlicher Arbeit zu fördern (vgl. ebd., 17f.).

²⁵ Max Weber nennt die „harte Arbeit“, aber er nennt auch den „Hasard“, den Zufall, der in ungewöhnlich hohem Grade herrsche (1919, 531 und 527).

ausgeprägten Gewissheiten, etwa hinsichtlich der herrschenden Erwartungsstrukturen und der karriererelevanten Gepflogenheiten“ (ebd., 210). Zu verzeichnen sind zudem das ungleiche Eingebundensein in Förderinstrumente wissenschaftlicher Laufbahnen wie Stipendien oder Doktorandinnenstellen (vgl. Lind 2004, 85). Erstaunliche Folgen zeigen sich aus der ungleichen Ausstattung: So wird davon berichtet, dass Frauen sich bei ihren Promotionsthemen eher nach ihren Interessen orientieren als nach ihren Karrierechancen (ebd.)!

3.2 Das soziale Feld der Wissenschaft

Besonders hervorgehoben werden sollen zwei soziologische Arbeiten, die sich auf die *Theorie des sozialen Feldes* von PIERRE BOURDIEU stützen. STEFFANI ENGLER und SANDRA BEAUFAYS zeigen jeweils, wie komplex und vielschichtig der Vorgang ist, in dem Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen gemacht werden und wie diese permanente „Konstruktionsarbeit“ ihrerseits zu dem Ausschluss der Frauen aus diesem Feld beiträgt. Ausdrücklich verstehen sie wissenschaftliches Arbeiten als soziale Praxis und Wissenschaft als durchzogen von Machtverhältnissen wie jedes andere soziale Feld auch.

Die Wissenschaft als eigener gesellschaftlicher Bereich bildet nach BOURDIEU ein spezifisches soziales Feld, in dem die ‚Mit-Spieler‘ die feldspezifische ‚Illusio‘, also den festen Glauben an die Bedeutung und die Spielregeln dieses Feldes und die spezifische Denk- und Funktionsweisen verinnerlicht haben müssen.²⁶ Sie folgen den feldspezifischen Regeln um Macht und Einfluss, im Wissenschaftsfeld um die Anerkennung der eigenen bzw. die Leistung der Anderen. Voraussetzung dazu ist die ‚Illusio‘, nämlich den Glauben an den Sinn von Wissenschaft zu verinnerlichen und diesem Sinn eine hohe Relevanz und persönliche Motivation zukommen zu lassen. Erst mit dieser ‚Illusio‘ sind die Mitspieler bereit, sich an dem Wettbewerb um wissenschaftliche Reputation und statushohe Positionen zu beteiligen. Das Konzept weist auf die Funktionsmechanismen des Wissenschaftsfeldes mit seinen spezifischen sozialen Handlungen, Anerkennungs- und Zuschreibungsverfahren. Bezogen auf die Frage nach der Marginalisierung von Frauen in der Wissenschaft ermöglicht es zu erkennen, wie sich Geschlechterverhältnisse

²⁶ Die Spiel-Metapher weist darauf hin, dass Bourdieu einen hohen Anteil an unbewussten Handlungen und intuitiv vermittelten sozialen Strukturen und Prozessen annimmt. Die intuitiv vermittelten sozialen Strukturen wiederum bedingen die im Individuum angelegte handlungsleitende Instanz des ‚Habitus‘, in den wiederum die individuellen Investitionen wie z.B. Bildungsinvestitionen in eine wissenschaftliche Karriere eingehen.

immer wieder neu reproduzieren und wie individuelle Handlungen und soziale Strukturen untrennbar verflochten sind (bzw. in eins fallen).²⁷ Es gibt nicht den allgemeinen wissenschaftlichen Akteur, sondern „viele wissenschaftliche Akteure in unterschiedlichen Positionen, ausgestattet mit mehr oder weniger Ressourcen, unterstützt oder nicht unterstützt durch andere, Frauen und Männer, junge und alte, solche mit viel Reputation und solche, die kaum wahrgenommen werden“ (Beaufaÿs 2003, 240f.).

STEFFANI ENGLERS Untersuchung zur *Konstruktion der wissenschaftlichen Persönlichkeit auf dem Weg zur Professur* (2001) erkennt, dass Wissenschaftler durch spezifische Zuschreibungsverfahren „gemacht“ werden und jegliche Vorstellungen einer „Freiheit von sozialen Einflüssen“ nicht aufrecht erhalten werden können, insbesondere die Vorstellung, Leistungsbewertung und anderen Anerkennungsverfahren seien frei von Geschlecht (vgl. ebd., 454ff.). Die im sozialen Feld der Wissenschaft wichtige Zuschreibung einer „großen Persönlichkeit“ (ebd., 219) und die Vorstellung vom Wissenschaftler als ein Schöpfer und Produzent, trifft auf Frauen nicht zu (ebd., 459ff.). Deshalb werden ihnen bestimmte wissenschaftliche Leistungen und Beiträge nicht zuerkannt und deshalb stehen sie, selbst wenn sie Teil des Feldes sind, am Rande und haben kaum eine Chance, in den Mittelpunkt zu rücken. Geschlechtsspezifische Zuschreibungen begründen somit die unterschiedlichen Positionen innerhalb des Feldes und damit auch die unterschiedlichen Machtverhältnisse.

Auch SANDRA BEAUFAYÿS (2003) sucht die Gründe für den Ausschluss der Frauen in der Funktionsweise der Wissenschaft. Gegen die Vorstellung, gute Wissenschaftler entstünden allein durch ihre individuelle Leistung setzt sie die These, dass „Leistung nicht unabhängig von der Anerkennung der im Feld etablierten Akteure als funktionales, ‚objektives‘ Prinzip existiert, sondern innerhalb sozialer Prozesse individuell zugeschrieben wird“ (ebd., 239).

Diese Zuschreibungen werden von beurteilenden Akteuren vorgenommen, die unbewusst sehr subtilen Mustern folgen und letzten Endes zu „vergeschlechtlichten Persönlichkeitsprofilen [werden], wodurch junge Wissenschaftler eher als leistungsfähiger Nachwuchs eingestuft werden als junge Wissenschaftlerinnen“ (ebd., 248).

Das wissenschaftliche Feld ist männlich dominiert, und zwar weil „das Feld von Akteuren dominiert wird, die mit einem Habitus ausgestattet sind, dem ein männlicher Wissenschaftler am

²⁷ „Im Konzept sozialer Felder [gibt es] keine Trennung von Struktur und Handlung, Individuum und Institution. Vielmehr sind sowohl Individuen von den Strukturen der Felder durchdrungen, in denen sie handeln, wie auch die Strukturen sich nur durch die Handlungen der Individuen reproduzieren“ (Beaufaÿs 2003, 15).

nächsten kommt“ (ebd., 254). Dazu gehört, dass die feldspezifische ‚Illusio‘, die Eintrittskarte ins wissenschaftliche Feld, ein „männlich dominierter Glaube“ ist: „So werden gänzlich geschlechtslos erscheinende Gegenstände und Tätigkeiten, wie die historische Quelle und das biochemische Experiment zu Herausforderungen, die mit männlichem Heldenmut bewältigt werden wollen“ (ebd., 242). Auch müsse man in der Lage sein, sich und den Anderen davon zu überzeugen, dass die Wissenschaft der einzige Lebensinhalt sei, denn „ambitionierte Wissenschaftler zeichnen sich durch ihre Bereitschaft aus, ihr Leben in den Dienst der Sache zu stellen“ (ebd., 243). Zeitliche Verfügbarkeit muss durch „symbolische Handlungen“ demonstriert und dargestellt werden. Frauen gelingt dies aufgrund geschlechtsspezifischer Zuschreibungen weniger gut als ihren männlichen Kollegen. Die Folge ist schließlich auch hier die geringere Teilhabe von Frauen an der Wissensproduktion.

4 Vom Nutzen der Fragestellung

Was „nützt“ es also, die Hintergründe der geschlechterdifferenten Teilhabechancen von Frauen und Männern im Wissenschaftsbetrieb zu betrachten? Abgesehen davon, dass es immer lohnt, den eigenen Standpunkt kritisch zu hinterfragen, weil daraus Bewegung und Veränderung entsteht, lässt uns die umfassende Forschungslage eher vor einer Bewertung ihres Nutzens zurückschrecken. Komplex, heterogen und multikausal erscheinen die Ursachen für den (relativen) Ausschluss der Frauen aus dem Wissenschaftsbetrieb. Ist der „soziale Preis“ für eine akademische Laufbahn weiterhin, dass Wissenschaftlerinnen überdurchschnittlich kinderlos und unverheiratet bleiben, um eine bessere Anpassungsleistung vollbringen zu können? Und wenn selbst das nichts nützt, weil gegen tief verankerte soziale Zuschreibungen individuell anzugehen aussichtslos ist?

Die von den Wissenschaftlerinnen aus der Weimarer Republik begründeten Traditionslinien weisen durch ihren Blick auf die in Machtverhältnisse eingelagerten Geschlechtszuschreibungen bis in die zuletzt genannten Forschungsansätze. Zugleich sind ihre Lebensgeschichten anschauliches Material für genau die versagten Anerkennungsverfahren von Seiten des wissenschaftlichen Feldes. Sie bestätigen aber auch, wie sinnvoll es ist, den dominanten Strukturen eigene Vernetzungen entgegen zu stellen. Durch ihr Vorbild als Pionierinnen im Wissenschaftsbetrieb machen sie Mut, setzten sie sich doch gegen Diskriminierungen zur Wehr, die weitaus konkreter waren als die heutigen Ausschlussverfahren. Die Komplexität des

Ausschlusses, die durch die Theorie des sozialen Feldes der Wissenschaft angedeutet werden sollte, lässt jedoch auch Entmutigung aufkommen. Veränderungen in den feststehenden Macht- und Geschlechterverhältnissen scheinen nur sehr langfristig möglich zu sein. Und bis dahin den Glauben an die Spielregeln der Wissenschaft zu verinnerlichen und dem Anerkennungs- und Anpassungsdruck zu unterliegen – ist das wirklich eine erstrebenswerte (subjektive) Perspektive?

Zuletzt möchte ich weitere für das Thema spannende Veröffentlichungen nennen, die aus Gründen beschränkter Ressourcen einer hochschwangeren studierenden Mutter eines an Scharlach erkrankten Zweijährigen am Vorabend des Abgabetermins für diese Arbeit nicht mehr gewinnbringend ausgewertet werden konnten:

- 5 Sünne Andresen (*Der Preis der Anerkennung. Frauenforscherinnen im Konkurrenzfeld Hochschule*, Münster 2001) untersucht in einer qualitativ-empirisch angelegten Studie die Frage nach Handlungsweisen von Wissenschaftlerinnen und im Besonderen nach der Konkurrenz in diesem spezifischen sozialen Machtraum Hochschule.
- 6 Die umfangreiche Aufsatzsammlung *Wissenschaft als Arbeit – Arbeit als Wissenschaftlerin* (herausgegeben von Sabine Lang und Birgit Sauer, Frankfurt a.M./New York 1997) beinhaltet zahlreiche Analysen einschlägiger AutorInnen zum Thema Berufschancen für Wissenschaftlerinnen. Die einzelnen Aufsätze befassen sich mit Gleichstellungspolitik, Frauenförderprogrammen und deren Auswirkungen, mit Arbeitsmarktpolitik im Wissenschaftssektor sowie mit feministisch angelegter Wissenschaftsreform durch Frauenforschung.
- 7 Der Band *Karriere und Kind. Erfahrungsberichte von Wissenschaftlerinnen* (herausgegeben von Nikola Biller-Adorno, Anna-Karina Jakovljevic, Katharina Landfester, Min Ae Lee-Kirsch, Frankfurt a.M./New York 2005) sammelt, wie der Titel bereits besagt, die subjektiven narrativen Schilderungen von Akademikerinnen, wie Elternschaft und wissenschaftliche Berufstätigkeit sich miteinander verbinden lassen.
- 8 Der häufig angeführte Forschungsüberblick *Aufstieg oder Ausstieg? Karrierewege von Wissenschaftlerinnen* von Inken Lind (Bielefeld 2004) zeigt die Vielfalt des Forschungsfeldes und der methodischen Zugänge. Er ergänzt mit unzähligen hier nicht aufgeführten Studien die möglichen Perspektiven auf das Thema „Wissenschaft als Beruf für Frauen“.

Literatur

- Andresen**, Sünne (2001): Der Preis der Anerkennung. Frauenforscherinnen im Konkurrenzfeld Hochschule, Münster.
- Beaufayß**, Sandra (2003): Wie werden Wissenschaftler gemacht? Beobachtungen zur wechselseitigen Konstitution von Geschlecht und Wissenschaft, Bielefeld.
- Billotet-Hoffmann**, Claudia u.a. (1982): Arbeitsplatz Hochschule: Frauen in Hochschule und Lehre. In: Beilage zu Das Parlament B 6/82, 13. Februar, S. 3-12.
- Ebeling**, Helga (1997): Zur Förderung von Wissenschaftlerinnen in der Bundesrepublik Deutschland. Bisherige Entwicklungen und neue Strategien, in: Lang/Sauer (Hg.) 1997, S. 39-56.
- Engler**, Steffani (2001): „In Einsamkeit und Freiheit“? Zur Konstruktion der wissenschaftlichen Persönlichkeit auf dem Weg zur Professur, Konstanz.
- Feyl**, Renate (1983): Der lautlose Aufbruch. Frauen in der Wissenschaft, Darmstadt/Neuwied 1983
- Hahn**, Barbara (Hg.) (1994): Frauen in den Kulturwissenschaften. Von Lou Andreas-Salomé bis Hannah Arendt, München.
- Lang**, Sabine / **Sauer**, Birgit (Hg.) (1997): Wissenschaft als Arbeit – Arbeit als Wissenschaftlerin, Frankfurt a.M./New York.
- Lind**, Inken (2004): Aufstieg oder Ausstieg? Karrierewege von Wissenschaftlerinnen. Ein Forschungsüberblick, Bielefeld.
- Matthies**, Hildegard / **Kuhlmann**, Ellen / **Oppen**, Maria / **Simon**, Dagmar (2001): Karrieren und Barrieren im Wissenschaftsbetrieb. Geschlechterdifferente Teilhabechancen in außeruniversitären Forschungseinrichtungen, Berlin.
- Vaerting**, Mathilde (1928): Die Macht der Massen, Berlin.
- Vaerting**, Mathilde (1929): Die Macht der Massen in der Erziehung. Machtsoziologische Entwicklungsgesetze der Pädagogik, Berlin.
- Wermuth**, Nanny (1992): Frauen an Hochschulen. Statistische Daten zu den Karrierechancen, Bonn
- Weber**, Max (1919): Wissenschaft als Beruf, Ditzingen 1995.
- Wobbe**, Theresa (1994a): Mathilde Vaerting (1884-1977). „Es kommt alles auf den Unterschied an (...) der Unterschied ist das Grundelement der Macht“, in: Hahn (Hg.) 1994, S. 123-135.
- Wobbe**, Theresa (1994b): Hanna Meuter (1889-1964). „... und auf dem Soziologentag in Wien hatte ich als erste Frau ein Referat“, in: Hahn (Hg.) 1994, S. 189-203.